

Leseprobe aus:

Sara Gruen

Wasser für die Elefanten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Prolog

Es befanden sich nur noch drei Menschen unter der rot-weißen Markise des Hamburgerstands: Grady, ich und der Schnellkoch. Grady und ich saßen an einem abgenutzten Holztisch, jeder mit einem Hamburger auf einem verbeulten Blechtablett vor sich. Der Koch kratzte hinter der Theke mit der Ecke seines Pfannenwenders das Blech sauber. Die Friteuse hatte er längst ausgestellt, aber der Fettgeruch hing noch in der Luft.

Der Rest der eben noch überfüllten Budengasse war leer bis auf eine Handvoll Angestellter und ein paar Männer, die darauf warteten, zum Muschizelt gebracht zu werden. Sie sahen sich nervös um, die Hüte tief ins Gesicht gezogen und die Hände in den Taschen vergraben. Sie würden nicht enttäuscht werden: Weiter hinten erwartete sie Barbara mit ihren üppigen Reizen.

Die anderen Städter – Onkel Al nannte sie Gadjos – hatten sich bereits einen Weg durch die Menagerie ins Chapiteau gebahnt, das im Rhythmus der frenetischen Musik zu pulsieren schien.

Das Orchester peitschte wie üblich ohrenbetäubend laut durch sein Repertoire. Den Ablauf kannte ich auswendig – gerade jetzt zogen die Letzten der Parade aus der Manege, und Lottie, die Seiltänzerin, erklomm ihre Leiter.

Ich starrte Grady an und versuchte zu begreifen, was er da sagte. Er schaute sich um, dann beugte er sich zu mir vor.

«Außerdem», flüsterte er und blickte mir in die Augen, «kommt es mir so vor, als hättest du gerade 'ne Menge zu verlieren.» Er hob die Augenbrauen, um seiner Aussage Nachdruck zu verleihen. Mein Herz setzte einen Schlag aus.

Im Zelt brandete tosender Applaus auf, und das Orchester wechselte nahtlos zum Gounod-Walzer. Ich drehte mich unwillkürlich nach der Menagerie um, denn der Walzer gab den Einsatz für die Elefantenummer. Marlena stieg entweder gerade auf oder saß bereits auf Rosies Kopf.

«Ich muss los», sagte ich.

«Setz dich», antwortete Grady. «Iss. Wenn du dich aus dem Staub machen willst, bekommst du vielleicht eine ganze Weile lang nichts mehr zu beißen.»

In diesem Augenblick brach die Musik mit einem Kreischen ab. Die Blasinstrumente und das

Schlagzeug rasselten scheußlich zusammen – die Trompeten und Piccoloflöten schlitterten in ein Katzengeheule, eine Tuba rülpste, und das hohle Klirren eines Beckens waberte durch das Chapeau über unsere Köpfe hinweg und verlor sich.

Grady erstarrte, über seinen Burger gebeugt, mit aufgerissenem Mund und abgespreizten kleinen Fingern.

Ich sah mich nach allen Seiten um. Niemand rührte sich – alle Blicke hingen am Chapeau. Ein paar Büschel Stroh taumelten träge über die harte Erde.

«Was ist los? Was ist passiert?», fragte ich.

«Psst», zischte Grady.

Das Orchester spielte jetzt «Stars and Stripes Forever».

«O Gott. Verdammter Mist!» Grady warf seinen Hamburger auf den Tisch und sprang so hastig auf, dass die Bank umfiel.

«Was? Was ist los?», schrie ich, denn er war bereits losgerannt.

«Der Katastrophenmarsch!», rief er mir über die Schulter zu.

Ich wirbelte herum zum Koch, der eben seine Schürzenbänder aufriss. «Wovon zum Teufel redet er?»

«Vom Katastrophenmarsch», sagte er und zerrte sich mühsam die Schürze über den Kopf. «Das heißt, es ist was Schlimmes passiert – was echt Schlimmes.»

«Was denn?»

«Könnte alles Mögliche sein – ein Feuer im Chapiteau, eine Stampede, irgendwas. Gottverdammte. Die armen Gadjos haben wahrscheinlich noch keinen Schimmer.» Er bückte sich unter der Klapptür hindurch und lief los.

Chaos – Süßwarenverkäufer hechteten über Theken, Arbeiter taumelten hinter Zelttüren hervor, Racklos rannten quer über den Platz: Wer auch immer etwas mit *Benzinis Spektakulärster Show der Welt* zu tun hatte, raste auf das Chapiteau zu.

Diamond Joe überholte mich in einer Art vollem Galopp.

«Jacob – die Menagerie», rief er. «Die Tiere sind los. Schnell, beeil dich!»

Das musste er mir nicht zweimal sagen. Marlena war in dem Zelt.

Als ich näher kam, spürte ich ein Grollen, das mir eine Heidenangst einjagte, denn es war tiefer als Lärm. Der Boden vibrierte.

Ich taumelte hinein und stand vor einem Yak –

einer Wand aus gelocktem Fell mit stampfenden Hufen, roten, geblähten Nüstern und verdrehten Augen. Es galoppierte so nah an mir vorbei, dass ich mich nach hinten warf und gegen die Zeltwand drückte, um nicht von den gekrümmten Hörnern aufgespießt zu werden. An seine Schulter klammerte sich eine verängstigte Hyäne.

Der Verkaufsstand in der Mitte der Menagerie war dem Boden gleichgemacht worden, an seiner Stelle wogten gefleckte und gestreifte Flanken, Hufe, Schwänze und Klauen, alles knurrte, fauchte, brüllte oder wieherte. Ein Eisbär überragte alles andere und schlug blindlings mit den tellergroßen Tatzen um sich. Er erwischte ein Lama und warf es um – klatsch. Das Lama krachte zu Boden und streckte Hals und Beine von sich wie die fünf Zacken eines Sterns. Schimpansen hangelten sich schreiend und schnatternd an Seilen entlang, um außer Reichweite der Raubkatzen zu bleiben. Ein Zebra schlug mit aufgerissenen Augen Haken, dabei kam es einem kauern den Löwen zu nahe, der nach dem Zebra sprang, es verfehlte und dann dicht über dem Boden davonjagte.

Verzweifelt suchte ich das Zelt nach Marlena ab, aber ich sah nur eine Raubkatze durch den Verbindungsgang zum Chapiteau gleiten – es war

ein Panther, und als sein geschmeidiger, schwarzer Körper im Tunnel verschwand, rechnete ich mit dem Schlimmsten. Wenn die Gadjos jetzt noch ahnungslos waren, würde sich das bald ändern. Es dauerte ein paar Sekunden, doch dann kam er – der erste langgezogene Schrei, dann noch einer und noch einer, und schließlich explodierte alles unter dem Donnern der Menschen, die versuchten, an den anderen vorbei und das Gradin hinunterzugelangen. Das Orchester brach ein zweites Mal kreischend ab, diesmal blieb es still. Ich schloss die Augen: *Gott, lass sie bitte hinten raus fliehen. Bitte, Gott, sie dürfen es nicht hier vorne versuchen.*

Ich machte die Augen wieder auf und suchte weiter verzweifelt die Menagerie nach ihr ab. Wie schwer kann es denn sein, einen Elefanten und ein Mädchen zu finden, verdammt!

Als ich ihre pinkfarbenen Pailletten sah, schrie ich vor Erleichterung beinahe auf – vielleicht tat ich es sogar. Ich weiß es nicht mehr.

Sie stand mir gegenüber vor der Rundleinwand, so ruhig wie ein Bergsee. Ihre Pailletten glitzerten wie flüssige Diamanten, wie ein funkelndes Leuchtfeuer zwischen den bunten Fellen. Sie sah mich ebenfalls, und wir blickten einander

eine Ewigkeit in die Augen. Sie wirkte gelassen und träge. Und lächelte sogar. Ich wollte mir einen Weg zu ihr bahnen, aber etwas in ihrer Miene ließ mich wie angewurzelt stehen bleiben.

Vor ihr stand dieser Dreckskerl, er drehte ihr den Rücken zu, brüllte mit hochrotem Kopf und schwang seinen Stock mit der Silberspitze. Sein Seidenzylinder lag neben ihm im Stroh.

Sie griff nach etwas. Eine Giraffe rannte zwischen uns hindurch – selbst in der Panik bewegte sich ihr Hals anmutig –, und als ich wieder freie Sicht hatte, erkannte ich, dass sie eine Eisenstange gepackt hielt. Sie umfasste sie ganz locker, das eine Ende ließ sie auf dem Boden aufliegen. Sie sah mich wieder an, tief in Gedanken. Dann richtete sie den Blick auf seinen bloßen Hinterkopf.

«Großer Gott.» Plötzlich verstand ich. Ich stolperte schreiend vorwärts, obwohl meine Stimme sie auf keinen Fall erreichen konnte. «Tu das nicht! *Tu das nicht!*»

Sie hob die Stange und schlug zu, dabei spaltete sie seinen Kopf wie eine Wassermelone. Sein Schädel platzte, er riss die Augen auf, und sein Mund erstarrte zu einem O. Dann fiel er auf die Knie und kippte vornüber ins Stroh.

Ich war so benommen, dass ich mich nicht

rühren konnte, noch nicht einmal, als mir ein junger Orang-Utan seine geschmeidigen Arme um die Beine schlang.

So lange ist es her. So lange. Und es verfolgt mich noch immer.

Ich rede nicht oft über damals. Habe ich noch nie. Ich weiß nicht, warum – fast sieben Jahre lang habe ich beim Zirkus gearbeitet, und wenn das keinen Gesprächsstoff liefert, was dann.

Ehrlich gesagt weiß ich, warum. Ich habe mich nie getraut. Ich hatte Angst, es würde mir herausrutschen. Ich wusste, wie wichtig es war, ihr Geheimnis zu hüten, und das tat ich auch – ihr Leben lang und darüber hinaus.

Siebzig Jahre lang habe ich keiner Menschenseele davon erzählt.

I

Ich bin neunzig. Oder dreiundneunzig. So oder so.

Wenn man fünf ist, weiß man auf den Monat genau, wie alt man ist. Auch in den Zwanzigern weiß man noch, wie alt man ist. Ich bin dreiundzwanzig, sagt man, oder: Ich bin siebenundzwanzig. Aber dann, so ab dreißig, geschieht etwas Seltsames. Anfangs ist es nicht mehr als ein Stolpern, ein kurzes Zögern. Wie alt bist du? Oh, ich bin ... – man fängt zuversichtlich an, aber dann gerät man ins Stocken. Man wollte sagen dreiunddreißig, aber das stimmt nicht. Fünfunddreißig wäre richtig. Und das beunruhigt einen, denn man fragt sich, ob das der Anfang vom Ende ist. Genau das ist es, aber es dauert noch Jahrzehnte, bis man es zugibt.

Man fängt an, Wörter zu vergessen: Sie liegen einem auf der Zunge, aber anstatt sich schließlich von ihr zu lösen, bleiben sie kleben. Man geht nach oben, um etwas zu holen, und wenn man dort angekommen ist, weiß man nicht mehr,

was man wollte. Man spricht sein Kind mit den Namen aller anderen Kinder und sogar mit dem des Hundes an, bevor einem der richtige einfällt. Manchmal vergisst man, welcher Tag gerade ist. Und schließlich vergisst man das Jahr.

Eigentlich habe ich es gar nicht vergessen. Man könnte eher sagen, ich habe nicht mehr darauf geachtet. Die Jahrtausendgrenze haben wir überschritten, soviel weiß ich – das ganze Tamtam wegen gar nichts, überall junge Leute, die ängstlich losschnattern und Konservendosen kaufen, weil irgendwer zu faul war, vier statt nur zwei Ziffern vorzusehen –, aber das könnte letzten Monat oder vor drei Jahren gewesen sein. Und außerdem, was macht es denn schon? Wo ist der Unterschied zwischen drei Wochen oder drei Jahren oder sogar drei Jahrzehnten Erbsenpüree, Tapioka und Windelhöschen?

Ich bin neunzig. Oder dreiundneunzig. So oder so.

Entweder hat es einen Unfall gegeben, oder draußen ist eine Baustelle, denn eine Schar alter Damen steht wie gebannt vor dem Fenster am Ende des Flurs, wie Kinder oder Knatschwestern. Sie sind feingliedrig und zerbrechlich, ihr Haar ist so

zart wie Nebel. Die meisten von ihnen sind gut zehn Jahre jünger als ich, und das erstaunt mich. Auch wenn der Körper einen verrät, der Geist will es nicht wahrhaben.

Ich parke im Flur, neben mir meine Gehhilfe. Seit meinem Hüftbruch habe ich Gott sei Dank gute Fortschritte gemacht. Eine Zeit lang sah es so aus, als könnte ich nie wieder gehen – deswegen habe ich mich überhaupt überreden lassen, hierher zu ziehen –, aber jetzt stehe ich alle paar Stunden auf und mache ein paar Schritte, und jeden Tag komme ich ein Stückchen weiter, bevor ich umkehren muss. Es steckt doch noch Leben in diesen alten Knochen.

Jetzt stehen schon fünf weißhaarige alte Damen da, zusammengedrängt deuten sie mit gekrümmten Fingern auf die Scheibe. Ich warte einen Moment ab, ob sie wieder gehen, aber sie bleiben.

Ich schaue nach unten, um zu sehen, ob meine Bremsen angezogen sind, stehe vorsichtig auf und halte mich an der Armlehne meines Rollstuhls fest, während ich den Wechsel zur Gehhilfe wage. Sobald ich ordentlich stehe, umklammere ich die grauen Gummipolster an den Handgriffen und schiebe die Gehhilfe vorwärts, bis meine Ellbogen durchgedrückt sind, damit schaffe ich genau eine

Bodenfliese. Ich ziehe den linken Fuß nach vorne, passe auf, dass ich sicher stehe, und ziehe dann den anderen Fuß nach. Schieben, ziehen, warten, ziehen. Schieben, ziehen, warten, ziehen.

Der Flur ist lang, und meine Füße wollen nicht mehr so wie früher. Zum Glück habe ich nicht die Lähmung, die Camel hatte, aber ich bin trotzdem langsam. Der arme, alte Camel – ich habe seit Jahren nicht mehr an ihn gedacht. Seine Füße schlackerten so kraftlos, dass er die Knie hoch anheben und nach vorne schleudern musste. Ich schlurfe, als hätte ich Gewichte an den Füßen, und weil mein Rücken krumm ist, schaue ich ständig auf meine Hausschuhe zwischen den Beinen der Gehhilfe.

Es dauert seine Zeit, bis ich das Flurende erreiche, aber ich schaffe es – und zwar auf eigenen Füßen. Ich freue mich wie ein Schneekönig, aber als ich da bin, fällt mir auf, dass ich es auch wieder zurück schaffen muss.

Die alten Damen machen mir Platz. Sie gehören zu den Agilen, sie sind entweder selbst noch mobil oder haben Freundinnen, die sie herumfahren. Diese alten Mädels sind noch ganz klar im Kopf, und sie sind nett zu mir. Ich bin hier eine Seltenheit – ein alter Mann in einem Meer

von Witwen, die sich noch immer nach ihren verstorbenen Männern sehnen.

«Oh, hier», gurrte Hazel. «Lasst Jacob mal sehen.»

Sie zieht Dollys Rollstuhl ein Stück zurück und schlurft händeringend neben mich, ihre trüben Augen strahlen. «Ach, ist das aufregend! Sie sind schon den ganzen Morgen zugange.»

Ich arbeite mich zum Fenster vor, hebe den Kopf und blinzele in die Sonne. Es ist so hell, dass ich einen Augenblick brauche, um zu erkennen, was da vor sich geht. Dann nehmen die Schemen Gestalt an.

Im Park am Ende des Blocks steht ein riesiges Zelt mit breiten weiß-roten Streifen und einer unverkennbaren Spitze ...

Meine Pumpe macht einen solchen Sprung, dass ich mir eine Faust an die Brust presse.

«Jacob! O Jacob!», ruft Hazel. «Du meine Güte!» Sie wedelt aufgeregt mit den Händen und dreht sich zum Flur um. «Schwester! Schwester, schnell! Mr. Jankowski!»

«Mir geht's gut», sage ich hustend und klopfe mir auf die Brust. Das ist das Problem mit den alten Damen. Sie haben ständig Angst, man würde umkippen. «Hazel! Es geht mir gut!»

Doch es ist zu spät. Ich höre das Quietsch-
Quietsch-Quietsch von Gummisohlen und bin
wenig später von Schwestern umzingelt. Offen-
bar muss ich mir keine Sorgen mehr machen, wie
ich zu meinem Rollstuhl zurückkomme.

«Und, was steht heute Abend auf der Karte?»,
brumme ich, als ich in den Speisesaal geschoben
werde. «Porridge? Erbsenpüree? Babybrei? Oh,
lassen Sie mich raten, es gibt Tapioka, richtig?
Gibt es Tapioka? Oder nennen wir es heute Abend
Reispudding?»

«Ach, Mr. Jankowski, Sie sind mir einer», sagt
die Schwester tonlos. Sie braucht nicht zu ant-
worten, und das weiß sie auch. Da heute Freitag
ist, gibt es das übliche nahrhafte, aber fade Menü
aus Hackbraten mit Maispüree, Kartoffelbrei aus
der Tüte und Bratensoße, die vielleicht irgend-
wann einmal neben einem Stück Rindfleisch ge-
standen hat. Und da fragen die sich, warum ich
abnehme.

Ich weiß ja, dass einige hier keine Zähne mehr
haben, aber ich schon, und ich will Schmorbra-
ten. Den von meiner Frau, mit ledrigen Lorbeer-
blättern. Ich will Möhren. Ich will Pellkartoffeln.
Und ich will das alles mit einem kräftigen, schwe-

ren Cabernet Sauvignon runterspülen, nicht mit Apfelsaft aus der Dose. Aber vor allem will ich einen ganzen Maiskolben.

Manchmal glaube ich, wenn ich zwischen einem Maiskolben und einer Nacht mit einer Frau wählen müsste, würde ich den Mais nehmen. Nicht, dass mir eine letzte Nummer im Heu nicht gefallen würde – ich bin immer noch ein Mann, und manche Dinge ändern sich nie –, aber die Vorstellung, wie die süßen Körner zwischen meinen Zähnen zerbersten, macht mir den Mund wässrig. Das sind Tagträume, ich weiß. Ich werde keines von beidem bekommen. Ich wäge nur gern die Möglichkeiten ab, so als stünde ich vor Salomo: Eine letzte Nummer im Heu oder ein Maiskolben. Ein wunderbares Dilemma. Manchmal ersetze ich den Mais durch einen Apfel.

Bei Tisch sprechen alle über den Zirkus – jedenfalls alle, die sprechen können. Die Stummen, Sprachlosen sitzen mit starren Gesichtern und verkümmerten Gliedmaßen oder mit Köpfen und Händen, die so stark zittern, dass sie ihr Besteck nicht halten können, entlang der Wände, neben sich Pflegerinnen, die ihnen löffelweise Essen in den Mund schieben und sie dann zum Kauen bewegen wollen. Sie erinnern mich an Vogeljun-